

Sechster Jahrgang, Nr. 5.

Teplitz. September 1899.

Jüdische Chronik

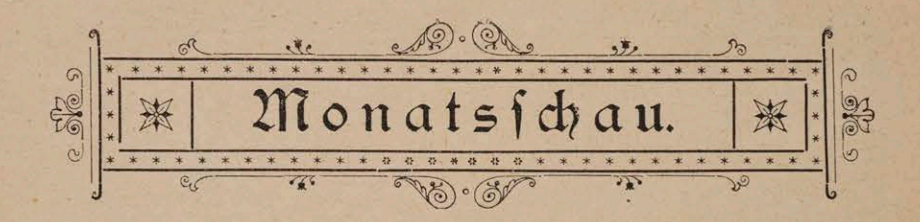
Monatsschrift

zur Verallgemeinerung jüdischen Wissens und zur Wiederbelebung des Interesses an allen jüdischen Angelegenheiten.

Herausgegeben und redigiert
von
Dr. Adolf Kurrein in Teplitz.

Inhalt:

Abonnementspreis pro Jahr:
5 Kronen = 2 fl. 50 kr. Oe. W.
5 Mark in Deutschland.



Jom haddin — Das Urtheil.

Die ernsten stillen Neujahrstage kehren wie alljährlich wieder bei uns ein. Sie sind mehr als die Verkünder eines neuen Jahres, als die Herolde neuer froher Hoffnungen und die Erreger großer Erwartungen und Wünsche. Unser jetziges begehrliches und genussüchtiges Zeitalter wartet nicht auf das Neujahr, um zu wünschen, zu wollen und zu begehren und gönnt sich auch nicht eine lange Frist, um vom Begehren zur Befriedigung zu gelangen. Man sieht auch heutzutage nicht wie ehedem, oder wie noch unsere Eltern und Großeltern, die Wünschenden eine solche Tiefe und Innigkeit, eine solche Wärme und Rührung in das Wünschen und in die Wünsche hineinlegen. Man stelle doch einmal — ich möchte sagen — den aesthetischen Vergleich zwischen einer schön litographirten Karte mit dem obligaten p. f. oder mit vollständigem Glückwunsch in deutschen oder hebräischen Characteren, mit schono towo oder „glückliches Neujahr", oder den sonstigen schnurrigen mehr oder minder geistreichen Einfällen findiger Geschäftsleute und dem gesprochenen und gefühlten Neujahrswunsche unserer alten Mutter, unseres alten Vaters und unserer alten Großeltern und entscheide, ob da oder in dem Karten-Secessions-Schutthaufen die wirkliche Poesie ruhe! Unsere Zeit kann nicht mehr wünschen, das ist eine große Kunst, und zu dieser Kunst — wie zu jeder andern — fehlt ihr der Glaube. Damit ist nicht gemeint der blinde Glaube, der im Glauben des Unglaublichsten sein höchstes Verdienst sieht, sondern der vernunftgemäße Glaube, die Religion oder der Gottesgedanke. Das Wünschen von ehedem und das Wünschen der modernen Zeit spricht das Urtheil über unser gläubiges Gemüth oder über den gemüthlosen Glauben der Gegenwart.

Der Neujahrstag, der Gerichtstag ist nach religiöser Auffassung ein gefährlicher bedrohlicher Zeitpunkt für uns Israeliten, für den Menschen überhaupt. Unsere Väter und Mütter noch verstanden das

wohl, und sie brauchten gar nicht die anschauliche, ergreifende Schilderung des Unessane-tokef, um zu fühlen und zu wissen, was es heißt: des Menschen Thun und Lassen dem obersten und weisesten Richter zum Richterspruche darüber, zum gerechten Urtheil anheimgeben und von diesem Urtheil sein Schicksal, seine Geschicke, die ganze Stufenleiter dessen, was einen Menschen in einem großen langen Jahre, vom höchsten Glück bis zum schwersten Unglück treffen kann, erwarten. Das macht selbst die Engel zittern, und wie erst einen Menschen, der niemals ein Engel war und ist! Am Neujahrstage fühlte sich stets jeder fromme Israelite selbst schuldig und wollte, indem er sich im vorhinein das schwerste Urtheil sprach, nur als Gnadeflehender erscheinen, eine milde Strafe ansuchen. Unsere Gegenwart feiert wohl noch den Gerichtstag, fühlt aber kein Schuld-Bewusstsein, sie spricht sich selbst darum auch kein Urtheil, denn die Gebildeten und Halbgebildeten und im weiteren Gefolge die gebildet nachbetenden Nichtgebildeten sprechen eigentlich Gott das Urtheil, dass er gar nicht als Schöpfer der Welt sich zu zeigen das Recht hätte, demgemäß auch nicht als Herr des Alls allgemeine Anerkennung besitze und von einem Richten und Urtheilssprechen und Urtheilsvollziehen nicht die Rede sein könne. Das ist ein viel härteres Urtheil, das die Menschen über Gott, als das Gott jemals über die Menschen gesprochen hätte! Unsere Gebildeten sprechen viel von Entwicklung, von Naturgesetzen, von Entdeckungen, von den menschlichen Fortschritten, sind Lobredner des menschlichen Geistes. Sie geben zu, diesen Geist niemals unter dem Secirmesser gefunden und entdeckt zu haben, und dennoch ist er da! Nach der Methode der Erfahrungswissenschaften ist dieser Geist nicht zu finden, nicht zu erkennen, doch mit dem Geiste wird er überall sichtbar und erkennbar. Er ist als Gesetz überall wahrnehmbar und nachweisbar, ist in der kleinsten kaum beachtenswerten, wie in der großartigsten kaum erfassbaren Erscheinung anzutreffen, und das alles nennt man naturgemäße Entwicklung, aber das Woher? Woraus? Wie? ist uns noch jede Wissenschaft schuldig geblieben. Woher hat die Natur ihre Gesetze? Sie, die unvernünftigste enthält das Vernünftigste? Wer hat den ersten Anstoß zu dieser vernünftigen Entwicklung gegeben? Für das Leben, für die Praxis, ja selbst für die Wissenschaft kann und mag es ja Hypothesen geben, aber Wahrheit sind sie noch nicht, wie ja Wissenschaft noch immer nicht Wahrheit, nur höchstens relative Wahrheit gibt, und in der Wissenschaft viel mehr Glaube als Wahrheit steckt, nur mit dem Unterschiede, dass dort der Glaube ohne Gefahr zerstört werden darf, um einem neuen Platz

zu machen, dem dann ein gleiches Schicksal bevorsteht. Offenbar ist für die Erforschung des Geistes, seiner Entstehung, seines Wesens, seiner Entwicklung und seines Endes noch nicht die bestimmte Methode gefunden, und hat der Geist des Menschen vorderhand noch viel zu viel mit der Materie zu thun, darin zu irren, zu verbessern, zu erfahren, vorauszusetzen und zu lernen, bis er das Richtige — und vielleicht niemals — wissen wird. Bevor er aber diese hohe Stufe des Wissens erreicht, ist es mehr als die kühnste Hypothese, Gott das Urtheil sprechen zu wollen, und den Weltgeist zu läugnen, wo der Menschengeist nicht zu läugnen ist, und wo keine Logik und keine Metaphysik der Welt einen giltigen Beweis für das Nicht-vorhandensein Gottes bieten kann.

Wir Juden haben und brauchen keinen Beweis für das Dasein Gottes, und die Gottesläugner brauchen und haben auch keinen Beweis für das Nicht-Sein Gottes. Wie die Schöpfung, setzt auch der Geburtstag der Schöpfung einen Gott voraus, weil der unbefangene vorurtheilslose Beobachter der Natur, der aufmerksame Beschauer des menschlichen Lebens und der Geschichte, ja sagen wir, weil der menschliche Verstand, ohne sich Zwang aufzulegen, die Welt und das Leben ohne Gott nicht denken kann, wenn er auch versucht, es zu wollen. Er meint, es geht auch ohne Gott. Das Wissen vielleicht, das menschliche Sein, das menschliche Leben sicherlich nicht. Macht das Wissen im Großen und Ganzen die Menschen besser? Gewiss nicht. Man wird dasselbe vielleicht von der Religion behaupten und wird erklären, so wie die Religion nicht absolut veredelt und verbessert, ja wie die Religion oft — und die Geschichte belegt es mit zahlreichen Beweisen — der rohen Menge Ursache und Veranlassung zu den unmenschlichsten Ausschreitungen gegeben, so verhält es sich auch mit der Wissenschaft. Ohne die Ausnahmen auf beiden Seiten in Abrede zu stellen, muss man zugeben, dass die Wissenschaft nur ablenkend wirkt, sie entzieht den Menschen dem Getriebe des Lebens und verhindert ihn, unmenschlich zu sein, die Religion hingegen stellt den Menschen mitten ins Leben hinein, treibt ihn, sich zu den Menschen in Verhältnis zu setzen und sich im Leben als ein höheres gottähnliches Wesen zu bethätigen, wenn nicht Missbrauch mit der Religion in bewusster Absicht getrieben wird.

Die Wissenschaft lässt den Menschen an sich selbst vergessen; je mehr er sich in den Gegenstand vertieft und begräbt, desto mehr verliert er sich selbst. Die Religion aber verlangt immer, dass der Mensch sich selbst betrachte, auf sich selbst acht habe, sich beurtheile, sich prüfe und nach dem daraus erlangten Urtheile auch alsbald an die eigene

Verbesserung schreite, ja diese unausgesetzt ins Werk setze. Die Wissenschaft spricht ihr Urtheil über andere, und um die practische Vollstreckung kümmert sie sich nicht, die Religion ist dem Menschen eine treibende Kraft, die zum Guten drängt und nicht abläſst, den Menschen im Guten fortschreiten zu machen. Religion im Menschenherzen ist ein ewiger Jom haddin, ein ewiges sich selbst Beurtheilen, ein ewiger Verbesserungs- und Veredlungsdrang nach dem Muster des höchsten Ideales.

Der Neujahrstag mit seinem Gedanken: Gott hält Gericht über Welt und Menschen, soll uns ins Gedächtnis rufen, daſs das Jahr und das Leben mit der Selbstprüfung beginnt, und daſs diese unser Wohl und Wehe, unser Schicksal im Leben begründet. Das ist die große Idee des jüdischen Neujahrtages: Nicht ein orientalischer Fatalismus, nicht die eiserne Nothwendigkeit des classischen Schicksals, nicht eine blinde Bestimmung verhängt über uns für dieses Jahr oder das ganze Leben unser Geschick, sondern ein Gott spricht uns das Urtheil, das wir durch Selbstkritik uns selber sprechen können Das schönste und vollkommenste Geschenk, das uns jedes Neujahr bringt, ist der Jom haddin, der ethische Gedanke: „Prüfe dich selbst, du wirst geprüft; beurtheile dich selbst, du wirst beurtheilt."

Aus diesen Gründen hängt noch ein Mangel der öffentlichen Feier des Neujahrtages an. Wir beschäftigen uns zu viel, etwa ausschließlich mit unserer Zukunft, mit unserem Geschick. Wer will nicht leben, gesund sein, reich werden und wie der Wünsche mehr sind? Wenn es schon ans Wünschen geht, fehlt es nie an Gegenständen. Jedoch warum bleiben wir an dem Individuum haften? Warum denken wir nur an das einzelne Ich? Gibt es nicht ein Ich der Gemeinden? Gibt es nicht ein Ich des Volkes? Das Bild von der Heerde, die an dem Hirten einzelweise vorüberzieht, ist uns an dem Neujahrstage geläufig. Wir hätten daher neben der Einzelperson auch die Herde, die Gesammtheit in Betracht zu ziehen, und er wäre für die Gesammtheit nicht minder von unberechenbarem Nutzen, wenn sie sich mit dem Urtheile über sich selbst befassen würde. Was ist im letzten Jahre in jeder Gemeinde besser geworden? Wodurch ist die Judenheit im letzten Jahre vorwärtsgekommen? Wie steht es mit dem Judenthum in der Gemeinde? Wie bei der Gesammtheit? Eine solche Prüfung thäte uns noth und wäre für das Individuum ebenso wie für die Gesammtheit von größtem Nutzen. Ein scharfes Urtheil der Leistungen der Gemeinden für die Religion und für das Judenthum ohne Selbsttäuschung, ohne Selbstberäucherung und ohne Selbstlob könnte vieles bessern,

könnte den Einheitsgedanken, das Gefühl der Zusammengehörigkeit und die Pflicht des Zusammenwirkens bei uns erhöhen und kräftigen. Man ist gewohnt heutzutage, jede Mücke in der Gemeinde zu einem Weltereignis in irgend einem Wochenblatte, das für alles zu haben ist, aufzublähen, und verlockend schön, beneidenswert fromm, human und den jüdischen Geist fördernd erscheint die kleinste und in denselben erhöhten Verhältnissen auch selbstverständlich die mittlere und größere Gemeinde — da doch jeder Vorstand das Blatt abonnieren muss; blickt man tiefer in das wirkliche Leben, in die Religiosität, in die Gotteshäuser, in die Häuser, in die Schulen und noch in Vieles hinein, dann sieht man vor lauter Finsternis nichts, oder vor lauter Nichts Finsternis. Es wäre daher an der Zeit, wie die großen Weltblätter am 1. Jänner die Jahresereignisse vorführen, dass auch die jüdischen Zeitungen am Rosch-haschonoh einen Jom haddin, eine große Heeresschau über die Einzeln- und Gesammtthaten der Judenheit vorführten, ungeschminkten Bericht über den Fortschritt oder Rückschritt des religiösen Lebens in den Gemeinden oder in der Gesammtheit erstatteten, Leistungen oder Nichtleistungen, Zustände oder Misstände der Großgemeinden offen an den Tag legten und die Wünsche und Anliegen vorbrächten, die das Bedürfnis, das Verlangen der Gesammtheit bilden und ihr noth thun. Erst dann kann die Hoffnung auf schono towoh bei uns Platz greifen, wenn wir wissen, was uns allen insgesammt fehlt, was wir alle sollen, was wir alle missen, und was wir brauchen. Den zweckentsprechenden Wünschen und der Befriedigung der Wünsche muss die rechte Kritik, die richtige Prüfung vorausgehen, dazu gebe der Jom haddin das Urtheil und wir ersparen dann die Verurtheilung!

Das Laubhüttenfest.

Von Dr. Adolf Kurrein.

Das Succothfest, wie wir es jetzt nennen, und wie es auch zumeist in der heiligen Schrift bezeichnet wird, verdankt seinen Ursprung wie die beiden anderen Wallfahrtsfeste vornehmlich der Beschäftigung mit dem Landbau. Ist das Peßachfest die Feier der Gerstenernte, das Schawuoth- die der Weizenernte, so ist das Succothfest überhaupt Chag ho-ossif, das Fest des Einheimsens, denn Wein, Oel und sämmtliche Feldfrüchte werden mit Ausgang des Sommers vor Eintritt der Regenzeit eingeführt und in Sicherheit gebracht. Das Fest

wird am öftesten das des **Einheimsens** oder **das Fest überhaupt**, weniger das Hüttenfest genannt, weil der Schwerpunkt der Feier und der Freude in der **Bergung** des reichen Ertrages des Bodens ruhte. Was gibt dem Menschen mehr Anlass zur Freude, zur Festesfeier als der Reichthum, die Fülle des Genusses, welche sich für die Gegenwart darbietet und für die Zukunft aufspeichert? Schon die alten Weisen heben hervor, mit welch besonderem Nachdruck zur Freude an diesem Feste aufgefordert wird. **Dreimal**, so sagen sie (Midrasch Jalkut 654), wird das Gebot **der Freude** an diesem Feste ausgesprochen. Am Peßachfeste wird nur einmal die Freude geboten, denn da erwartet man erst die Früchte des Jahres und deren Geschick, zu dem lässt auch der Gedanke an den Untergang der Aegypter, an den Verlust so vieler Menschenleben, welche die Freiheit Israels kostete, die Freude nicht voll und ganz austönen. Am Wochenfeste finden wir die Aufforderung zur Freude auch nur einmal in der Schrift, weil wohl das Getreide eingebracht wurde, doch die übrigen Feldfrüchte noch ausstehen und der Besorgnis über deren Ergebnis Raum lassen. Der Neujahrstag gibt überhaupt keinen Anlass zur Freude, da ja Gott an diesem Tage über Leben und Geschick der Menschen zu Gerichte sitzt, und dieses jedem mehr als irgend welcher Besitz zu Herzen geht. Hingegen kann das Hüttenfest als **wirkliches Fest** und **echte Freudenfeier** begangen werden, weil zur leiblichen noch die Seelenfreude sich gesellt. Denn das Getreide und alle Feldfrüchte, Wein und Oel sind eingebracht, und nach dem Versöhnungstage fühlt sich der Mensch frei von jeglicher Sünde, so gibt es darum erhöhte dreifache Freude, die **leibliche** Freude, die durch **seelische** und moralische noch erhöht wird. Damit aber die vielfache Aufmunterung zur Freude und deren Vollgenuß nicht zur Ausschreitung führe, deutet die Schrift alsbald an: **ach** someach die leiblichen Freuden sind nicht von endloser Dauer, sind nicht zuverlässig, haben immer ein **Etwas** im Gefolge, das an die Endlichkeit und Beschränkung mahnt, und unterscheiden sich wesentlich von wahren ewigen Freuden.

Dieses Freudenfest oder Fest der Freude, welches in der Thora fünfmal, und zwar zweimal (Exod. 23, 16 und 34, 22) als Fest des Einsammelns, zweimal (Levit. 23, 34 und Deuteron. 16, 13) als Laubhüttenfest und gleichzeitig als **Fest** und Fest Gottes und einmal (Numeri 29, 12) nur als Fest Gottes genannt wird, finden wir trotz seiner einladenden Bestimmung nicht allzuoft, namentlich was seine Feier betrifft, in der heiligen Schrift vorgeführt. Bei König Salomon wird uns erzählt, dass er die Einweihung des Tempels mit sieben-

tägiger Feier an das siebentägige F e st anschloss (Kön. I, 8, 65): „König Salomon feierte in selbiger Zeit d a s F e st, und ganz Israel mit ihm, eine große Versammlung von der Gegend um Chamat bis zum Bach Mizrajim vor Gott, unserem Herrn, sieben Tage und sieben Tage, vierzehn Tage" Noch einmal wird dessen als „Fest" Erwähnung gethan, als Jerobeam es vom siebenten auf den achten Monat verlegte. (Ebend. 12, 32): „Jerobeam machte e i n F e st im achten Monat, am fünfzehnten Tage des Monats, wie d a s F e st in Jehuda." Bei diesem Freudenfeste konnte er wegen der schwankenden ungewissen Zeit der Ernte leichter eine Aenderung eintreten lassen und damit eine nationale Scheidung der beiden Brudervölker für immer schaffen, was für Peßach mit dem geschichtlichen Monate durch das Volksgedächtnis unmöglich war und für Schawuoth wegen der eintägigen Dauer nicht dafür stand.

Besondere Aufmerksamkeit wird dem Feste nach der Rückkehr aus dem Exile von Esra (3, 4) und Nehemia gewidmet, vielleicht schon darum, weil es das erste der drei Hauptfeste war, welches nach der Rückkehr aus Babylon ins alte Vaterland gefeiert wurde und so das Gegenstück zum Peßachfeste nach dem Auszuge aus Aegypten bildete. Peßach und Succoth bilden die beiden Pole der jüdisch-nationalen Selbständigkeit. Den neuen Ansiedlern wird feierlich verkündet (Nehem. 8, 15): „Gehet hinaus auf das Gebirge und bringet Laub herein vom Oelbaum und Laub vom Oleaster und Laub von Myrthen und Laub von Palmbäumen und Laub vom Baume Aboth, um Hütten zu machen, wie vorgeschrieben ist. Das Volk zog hinaus, und sie brachten herbei und machten sich Hütten jeglicher auf seinem Dache und in ihren Höfen und in den Höfen des Gotteshauses und auf dem Platze am Wasserthore und auf dem Platze am Thore Efrajim. Die ganze Versammlung, die aus der Gefangenschaft zurückkam, machte Hütten und sie wohnten in Hütten; denn solche hatten die Kinder Israel nicht gemacht seit den Tagen Josuas, Sohnes Nuns, bis auf denselbigen Tag und es war e i n e s e h r g r o ß e F r e u d e."

Der hohe Wert, welcher der Feier des Laubhüttenfestes beigelegt wurde, hatte sicherlich eine tiefere Begründung in seinem Grundgedanken, der auch in der heilgen Schrift ausgesprochen wird (Levit. 23, 42 und 43): „In Hütten sollt ihr wohnen sieben Tage; alle Eingeborenen in Israel sollen in Hütten wohnen, damit es eure Geschlechter wissen, dass ich die Kinder Israels habe in Hütten wohnen lassen, da ich sie aus dem Lande Mizraim hinausgeführt habe."

Der Gedanke des göttlichen Schutzes gibt also dem Feste seine Bedeutung. Was lag somit den Führern der neuen Ansiedlung in Palästina näher als sie auf den göttlichen Schutz zu verweisen und ihnen, die mit allen denkbaren und undenkbaren, mit innern und äußern Feinden zu kämpfen hatten, unbedingtes Vertrauen auf Gott einzuflößen? Schutz sucht und verlangt nicht etwa bloß der Obdach,- der Schutz- und Wehrlose, Schutz sucht noch mehr der Besitzende. Wer einen Reichthum, ein Vermögen, eine Fülle eingebracht hat und sein eigen nennt, möchte auch versichert sein, dass es sein eigen bleibt und so verwandelt sich unwillkürlich und unbemerkt die Freudenfeier der Ernte in eine Feier des göttlichen Schutzes, denn um sich freuen und in Freude genießen zu können, muss man im Gefühle der Sicherheit sich freuen und genießen.

„Die Hütte ist zur Beschattung am Tage vor der Gluth und zum Schutz und zur Zuflucht vor Güssen und Regen" (Jes. 4, 6). Sie bietet also das nächstliegende und allgemeinverständliche Symbol für göttlichen Schutz, an welchen die Laubhütte bei der religiösen Feier jeden erinnern soll. In diesem Sinne wurde auch das Laubhüttenfest von den Weisen aufgefasst, wie aus mehreren ihrer Aussprüche über das Laubhüttenfest hervorgeht. Im Midrasch (Genes. r. c. 48) heißt es: „Gott verspricht dem Patriarchen Abraham zum Lohne dafür, dass er die drei Engel eingeladen, unter dem Baume in dessen Schatten auszuruhen, und ihnen zu dem Zwecke eine schattige Laube hergerichtet hatte, auch seinen Nachkommen in der Zukunft seinen Schutz angedeihen zu lassen und zwar in der Wüste, wo sie von einer siebenfachen Wolke nach allen Richtungen hin auf ihrer Wanderung und beim Lagern geschützt waren, wie es heißt (Ps. 105, 39 und Sifré 83): „Er breitete Wolken zur Decke"; in Palästina, wo sie das Gebot der Laubhütte erfüllen, und auch in der Ewigkeit, wie es in Jesaia (4, 6) ausgesprochen ist."

„Schutz Gottes in der Gegenwart, in der Zukunft, wie immer sie sich gestalten und entwickeln sollte, und in aller Ewigkeit," das bedeutet die Laubhütte allen denen, die in der Festwoche darin Schutz suchen. Wer eine Laubhütte sich macht und darin wohnt, den schützt Gott vor allen Schädigern im Leben, wie es heißt (Psalm 91, 4): „Mit seinem Gefieder deckt er dich und unter seinen Fittigen bist du geborgen. Schild und Panzer ist seine Treue." In später Zukunft werden einst alle Völker der Welt gegen Palästina herangezogen kommen und es mit Krieg überziehen nach des Propheten Wort (Secharia 14, 2): „Und ich sammle alle Völker nach Jerusalem zum

Kriege"; alsbald erscheint auch Gott zum Schutz und zur Vertheidigung Israels und zum Kampf gegen die Völker alle: „Der Ewige zieht aus und streitet wider jene Völker, wie am Tage, da er kämpfte und die Schlacht gegen Pharao und sein Heer schlug, und zu dieser Zeit beschützt und deckt er Israel am Tage, da zwei Welten und zwei Zeiten sich berühren, eine alte für immer scheidet und schwindet und eine neue ins Leben tritt. Ebenso gewährt Gott, der Herr, allen denjenigen, welche das Gebot der Laubhütte in diesem Leben erfüllt haben, Schutz gegen die Strafen in der Ewigkeit und gibt ihnen einen Platz in der Hütte Sodom's, die er den Israeliten je nach den Stämmen vertheilen wird, wie es heißt (Psalm 60, 8): „Gott hat in seinem Heiligthum gesprochen; ich werde frohlocken, ich will Sichem vertheilen und das Thal Succos ausmessen." Gott hat nämlich Abraham verkündet: „Wenn die Gottesherrschaft in vollem Glanz in der Welt erstrahlen wird, werde ich diese je nach den Stämmen deinen Kindern vertheilen und ebenso die Hütte von Sodom, die mit siebenfachen Bäumen gedeckt war, und zwar mit dem Weinstock, Feigenbaum, Granatapfel-, Pfirsich-, Mandel-, Nuss- und Dattelbaum je einen über dem andern. Auch berechtigt die Erfüllung des Gebotes, sieben Tage in der Laubhütte zu wohnen, zu einem Platze in der Hütte aus der Haut des Lewiathan, welche Gott einst den Frommen in der Ewigkeit bereiten wird.

Mit der Hütte von Sodom und des Lewiathan soll nur gesagt sein, dass die Frommen einst für ihr unerschütterliches Vertrauen auf Gott einen ewigen Lohn erhalten. Denn von den Bewohnern Sodom's wird erzählt (Sanhedrin 109): Nur durch ihre Reichthümer, die das Land in großer Menge ihnen bot, wurden die Bewohner Sodoms so übermüthig, dass sie auf Gott nicht vertrauten, so dass ihr Vermögen ihnen zum Verderben wurde. Den auf Gott Vertrauenden aber sollen die Reichthümer der Erde (Sodoms) zum Segen gereichen. Job wurde während seinen schweren Leiden in seinem ehemaligen festen Gottvertrauen schwankend, da sprach Gott zu ihm: Siehe die Haut des Lewiathan, aus der ich eine Hütte für die Frommen in der Zukunft mache, ergänze ich, würde auch nur ein kleinstes Fleckchen davon fehlen, und ich sollte nicht irgend wem gerecht werden? In ähnlicher Weise wird auch gesagt: Als Job sich wegen seiner unverdienten Leiden bei Gott beschwerte, da zeigte ihm Gott eine schwanke Hütte mit drei Wänden, d. h. Mangel an Vertrauen. Eine ganze Hütte bedeutet volles Vertrauen zu Gott. Das volle Vertrauen zu Gott, das von Israel verlangt wird, entbehrt nicht der Grundlage, so dass es sich in Zukunft als leer und ungerechtfertigt erweisen könnte, es gilt vorderhand für Israel als die Abtragung einer Dankesschuld, die Israel an

Gott zu entrichten hat, weil Gott Israel seinen Schutz in der Wüste angedeihen ließ und infolgedessen auch in der Zukunft nicht entziehen wird.

Israel verläſst darum die feste ständige Wohnung und macht die schwache Bretterhütte, mit Laub gedeckt, zu seiner siebentägigen Wohnung, um zu zeigen, daſs es den eigenen Schutz gering achtet, aber vertrauensvoll in den Schutz Gottes sich begibt. Man wohnt Tag und Nacht in der Hütte, wohnt mit Frau und Kindern, welche aus manchen Gründen gesetzlich davon befreit sind; denn alles muſs zum Vertrauen auf Gott, zum Schutzsuchen bei Gott erzogen und gewöhnt werden. Aus diesen Gründen folgt auch das Hüttenfest nach dem Versöhnungstage; denn am Neujahrstage sitzt Gott über alle Menschen zu Gerichte und am Versöhnungstage wird das Urtheil endgiltig gesprochen. Es könnte nun sein, daſs dieses für Israel auf Exil lautete, da kommt Israel der göttlichen Strafe zuvor und wandert freiwillig vom Haus in die Hütte. Die Strafe des Exils soll Israel durch die Noth und Schutzlosigkeit in der Fremde zu ihrem einzigen wahren Schützer, zu Gott zurückführen; geschieht das schon durch das Wohnen in der Laubhütte, so ergibt sich eine Strafe, die doch nur einen Besserungszweck hat, als überflüssig, da die Besserung der Züchtignng vorausgeeilt ist.

Sehr bezeichnend sind die beiden Aussprüche der Weisen: So lange du dir am Succoth eine Laubhütte machest, rechne ich es dir an, als hättest du für Gott die Hütte gemacht und als würde Israel mir damit seine Dankesschuld abtragen. Die Laubhütte ist das Symbol des Gottvertrauens. Indem die Israeliten die Laubhütte bauen und sieben Tage darin wohnen, erkennen sie damit Gott als ihren Schützer, ihren Versorger an, dem sie alles anheimstellen, von dem sie ihre Nahrung, ihre Erhaltung, den Schutz des Lebens erwarten. Die Laubhütte ist somit jedem ein Zeichen, daſs man Gott vertraut, daſs man weiß, daſs Gott in mitten Israels und bei jedem Einzelnen wohnt. In diesem Sinne ist die Hütte für Gott errichtet, denn sie deutet jedermann an, wo eine Laubhütte ist, da wohnt Gott bei den Bewohnern. Die Laubhütte ist aber kein Bild des Vertrauens, das die Zukunft erst zu rechtfertigen hat; sie ist das Bild des durch die Vergangenheit, durch die Geschichte bereits gerechtfertigten Vertrauens, denn in Hütten ließ Gott Israel in der Wüste zum Schutze gegen den Sonnenbrand wohnen; sie bedeutet somit den Dank für den erwiesenen Schutz Gottes und das Vertrauen auf den Schutz Gottes n aller Zukunft und Ewigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Der synagogale Gottesdienst.

Dargestellt von Dr. M. H. Friedländer.

Einleitung: Die Synagoge.

Die Synagoge, diese der Andacht und Gottesverehrung geweihte Institution, ist so alt als das Judenthum. Als die Söhne Israels bald nach der Offenbarung am Sinai sich von dem beim Auszuge aus Egypten sich ihnen angeschlossenen Troß, „Erew raw“ genannt, verleiten ließen, ihre heiligsten und edelsten Güter, ihre erhabensten Ideale zu verleugnen, dem crassen Materialismus zu huldigen und voll Begeisterung auszurufen: „Dieses sind deine Gottheiten Israel, die dich aus Egypten geführt,“ wurde auf Befehl Gottes ein Heiligthum, „Stiftshütte“ errichtet, um durch dasselbe die Aufmerksamkeit der Israeliten von dem heidnischen Cultus der Thiere vergötternden und Menschen bedrückenden Egypter abzuwenden und auf das Göttliche, Erhabene und wahrhaft Ideale hinzulenken. „Und sie sollen mir ein Heiligthum errichten, und ich werde in ihrer Mitte wohnen.“ (2. M. 25.) Das Gotteshaus soll nicht nur die Andacht erwecken, sondern den Eintretenden auch lebhaft erinnern, daß er der Sohn des Einzig-Einzigen sei, der der Vater aller Menschen, der Lenker aller Geschicke ist, daher hier alle gleich seien, die Armen wie die Reichen, die Glückbegünstigten wie die Schwergeprüften. Jeder Mensch, in dessen Herzen der Glaube an das Wort Gottes, des Einzig-Einzigen, feste Wurzel gefaßt, darf hier erscheinen, um seine Herzenswünsche dem großen, edlen Menschenvater vorzutragen. „O Gott, wer darf wohnen in deinem Zelte, wer sich ergehen auf dem heiligen Berge?“ Derjenige, dessen Lebenswandel rein ist, und der die Tugend hochhält; wer Wahrheit im Herzen trägt, mit seiner Zunge nie verleumdet, nie seinem Nächsten Böses zufügt, nicht Schande häuft, auf seinen Nebenmenschen; wer das Verächtliche verachtet und nur Diejenigen ehrt, die wahrhaft gottesfürchtig sind; wer sich zum Nachtheil schwört, oder sein Geld nicht auf Zinsen gibt, der unbestechlich für die Unschuld kämpft, wer solches übt, der wankt auf ewig nicht. (Psalm 15.)

Nicht nur der Israelit, sondern überhaupt jeder Mensch, möge er welcher Nation oder Confession immer angehören, findet nach der Lehre des Judenthums im israelitischen Gotteshause, wenn er daselbst sein Herz in inbrünstigen Gebeten ausschüttet, Erhörung und Gewährung. Als Salomo den von ihm Gott zu Ehren erbauten prachtvollen Tempel eingeweiht hatte, rief er in seinem erhebenden Weihgebete aus:

„Auch der Fremde, der Heide, der aus weitem Lande kommen würde, um in diesem Gotteshause zu beten, möge Erhörung finden," Mit Recht ruft daher der gottbegnadete Prophet Jesaias im Namen Gottes aus: „Auch die Fremden, die Heiden, die zum Ewigen sich gesellen u. s. w. führe ich einst zu meinem heiligen Berge, erfreue sie in meinem Bethause, nehme ihre Opfer wohlgefällig an, denn mein Haus soll das Haus der Andacht aller Völker genannt werden." (Jes. 56.)

Das Gotteshaus, diese dem Gebete und der Lehre geweihte Stätte, war und ist die mächtigste Säule des Judenthums. Selbst im babylonischen Exil, wo es weder einen „Tempel", noch einen Opfercultus gegeben, haben „Versammlungen," welche man „Bej Khenischta" oder „Beth Hakeneseth" nannte, behufs Abhaltung des Gottesdienstes stattgefunden.*) Und nach der Zerstörung des zweiten Tempels trat das Gotteshaus, „Synagoge" genannt an die Stelle des dem Opfercultus gewidmeten „Beth hamikdosch," Tempels und bildete bis auf die Gegenwart den Mittelpunkt des religiösen Lebens Israels.

Was wäre aus Israel, dem Volke der Geschichte, geworden in den finsteren Zeiten der Knechtschaft, in jenen trüben, verhängnisvollen Tagen, wo Inquisitionstribunale florierten, Scheiterhaufen zur Ehre Gottes, ad majorem dei gloriam, angezündet wurden und fromme (?) Bekenner der Religion der Liebe sich am Anblicke brennender Ketzer ergötzten; wenn nicht das Gotteshaus, die Synagoge, den einzigen Rettungsanker, die einzige Zufluchtsstätte gebildet hätte? Mochte da draußen im Geräusche der Welt der Feind noch so gewaltig toben, und alle Hebel in Bewegung setzen, die geistige und physische Existenz des Judenthums in Frage zu stellen, Israel blieb unerschütterlich, es flüchtete in seine Gotteshäuser und rief mit dem Psalmisten aus: „Wenn ich Dich anrufe, erhöre mich Gott meiner Unschuld. In meiner Noth verschaffst Du mir Raum und erhörst mein Gebet." Hier im Gotteshause fanden die Gläubigen stets Trost, Beruhigung und Ermuthigung, wenn ihnen draußen von ihren blutgierigen, unversöhnlichen Feinden tausend Leiden und Qualen bereitet wurden. Die göttlichen Verheißungen: „Ihr werdet dann den Ewigen unseren Gott suchen und auch wieder finden, wenn ihr ihn nämlich von ganzem Herzen und von ganzer Seele verlangen werdet; „wenn du in der Noth sein wirst und dich alles dieses betroffen haben wird; am Ende der Tage wirst du endlich zu dem Ewigen, deinem Gott zurückkehren und seiner Stimme gehorchen,

*) Während des zweiten Staatslebens war im Tempel zu Jerusalem, und zwar in der Quaderhalle „Lischchat hagosit", eine Synagoge, in der täglich gebetet und gelehrt wurde. Der Hauptfunctionär derselben hieß Chasau hakeneset und das Oberhaupt Rosch hakeneset. (Tosifta Succa 4, Joma 7, 1. Sota 7, 7, 8.)

denn der Ewige, dein Gott ist ein barmherziger Gott, er wird dir seine Hand nicht entziehen, dich nicht zu Grunde gehen lassen u. s. w." (5 M. 4. 29-32) sind thatsächlich in Erfüllung gegangen. So oft sich die Feinde Israels gegenseitig zuriefen: „Kommt lasst uns fest zusammenhalten, damit es uns gelinge, dieses uns so sehr verhasste Volk zu vernichten, auf dass der Name Israel auf dem ganzen, großen Erdenrunde nicht vernommen werde," eilten die schwerbedrängten Söhne Judas in ihre Gotteshäuser, lauschten mit gespanntester Aufmerksamkeit den lehrreichen, Trost gewährenden Vorträgen ihrer Lehrer und beteten mit wahrer Andacht und voll Inbrunst zu Gott, dem himmlischen Vater, der sie stets erhörte und die gefährlichen Pläne ihrer Peiniger vereitelte. Mit Recht rief Israel zu allen Zeiten in seinen Gotteshäusern mit den Psalmisten aus: „Der Ewige ist mein Licht und mein Heil, vor wem soll ich mich fürchten, der Ewige ist meines Lebens Schutzwehr, vor wem soll ich zagen?"

Und weil das Gotteshaus zu allen Zeiten die einzige Zufluchtsstätte unserer Väter war, daher haben unsere Weisen die Synagoge als die schönste und wichtigste Institution des Judenthums gepriesen. Die Worte: „Und ich werde ihnen sein zum kleinen Heiligthum" (Ezech. 11, 16.) haben nach der Behauptung des R. Izchak (Meg. 29) Bezug auf die Synagogen und Lehrhäuser in Babylonien. Ebenso wird das Wort des Psalmisten: „Eine Zuflucht warst Du uns von Geschlecht zu Geschlecht" (Psalm 90) auf die Synagogen und Lehrhäuser bezogen (Jerus. Ber. 5) „Lasset uns aufstehen zu den Weinbergen" (Hoheslied 7, 13.) darunter sind die Synagogen gemeint. (Erub 21.) „Noch bleibt ein Rest unserem Gotte" (Sach. 9, 7) hat ebenfalls Bezug auf die Synagogen. Ferner heißt es im Talmud: „Das Gebet des Menschen findet nur in der Synagoge Erhörung (Ber 7.) „Besuchet Morgens und Abends eine Synagoge, damit ihr lange lebet." (Ibid.)

Dass übrigens das Gotteshaus zu allen Zeiten und unter allen Umständen in Israel als die heiligste und wichtigste Institution des Judenthums betrachtet und festgehalten wurde, beweist der Umstand, dass selbst in unserer Zeit, in der leider die religiösen Satzungen nicht überall streng beobachtet werden, denn doch fast in allen Gemeinden bereitwilligst die größten Opfer für Erbauung und Erhaltung prachtvoller Synagogen gebracht werden. Ja, gerade in unserer Zeit bildet die Synagoge das Centrum, wo sich das ganze religiöse Leben concentriert, daher will ich es versuchen, den synagogalen Gottesdienst in seiner geschichtlichen Entwicklung hier in populärer Form darzustellen. Bemerkt jedoch muss werden, dass die Menschen schon in grauer Vorzeit, lange vor der am Sinai stattgefundenen göttlichen

Offenbarung, lebhaft das Bedürfnis fühlten, ihre Gottesverehrung durch das Gebet zum Ausdruck zu bringen.*) Schon Kain, als er ob des verübten Brudermordes von Gewissensbissen gequält wurde, rief er in einem Gebete aus: „Groß ist meine Sünde zu ertragen.“ Und da Abraham in seinem sittlich und moralisch verkommenen Zeitalter, wo sozusagen die Welt entgöttert war, der Erste gewesen ist, der einen Gott zu ahnen begonnen, von dem Dasein Gottes des Einzig-Einzigen manigfache Ueberzeugungen gewonnen und auch andere hierüber zu belehren bemüht war, so wird man es auch erklärlich finden, dass er in seiner Zeit überhaupt der erste war, der inbrünstig zu Gott, dem Einzig-Einzigen, gebetet hatte. Abraham aber betete nicht nur für sein eigenes Wohl, sondern auch für das anderer Völker. Er betete sogar für das Wohl der Sodomiten und des schwergeprüften Abimelech. Auch sein Diener Elieser betete inbrünstig zu dem Gotte seines Herrn Abraham. So wie Abraham, haben auch die Patriarchen Isak und Jakob bei verschiedenen Anlässen Gott im Gebete angerufen. Im Talmud (Berach 26) wird sogar behauptet, dass jeder der drei Patriarchen eine unserer Tefilot eingeführt hätte, und zwar Abraham das Morgen-(Schacharit), Isak das Nachmittag-(Mincha,) und Jakob das Abend-(Maariw)gebet. Das Gebet sagt R. Elieser, ist von solch hoher Wichtigkeit und Bedeutung, dass selbst Moses, der Gottesmann beten musste, um Erhörung zu finden. (Ibid. 32)

Jedoch feststehende, für gewisse Zeiten und Verhältnisse des menschlichen Lebens angemessene Gebete sind in der Bibel nicht zu finden. Von Moses wurden blos folgende stehende Gebete festgesetzt: „Der Priestersegen: Der Ewige segne dich und behüte dich, er lasse dir sein Antlitz leuchten und sei dir gnädig, er wende dir sein Antlitz zu und gebe dir den Frieden.“ Das Dankgebet bei der Darbringung der Erstlinge und nach Entrichtung der Zehenten u. a. m. Auch in den späteren biblischen Büchern kommen verschiedene Gelegenheitsgebete vor. Josua betete zu Gott anläßlich der Niederlage, welche die Israeliten bei der Stadt Ai erlitten. Debora stimmte nach Besiegung Siseras ein herrliches Danklied an, ebenso Chana als sie ihren trefflichen Sohn in die Prophetenschule zu Eli gebracht und ihm Gott geweiht hatte. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen die Gebete Salomos, die er bei der Einweihung des Tempels verrichtet hatte. Die ersten Gebete jedoch, die heute noch einen integrierenden Theil unseres Gottesdienstes bilden, sind die Psalmen.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Wenn der Mensch einen Gott zu ahnen beginnt, so fängt er zu beten an; ein auf das Göttliche gerichtetes Leben heißt fromm sein. (Zunz. die synagog. Poesie. 1,)

Rabbi Isaak Kampanton,

oder der Religionsstreit in Spanien unter dem Papste Benedikt XIII.

Eine Erzählung von Josef Löwenstein.

Es waren traurige Zeiten für die Juden im deutschen Reiche während des größten Theiles des vierzehnten Jahrhundertes. In ihren Leiden und Drangsalen wandten viele deutsche Gemeinden sich an die Glaubensgenossen in Frankreich und Spanien, und ersuchten um Auskunft, ob sie eine erwünschte Zuflucht daselbst zu erhoffen hätten. Die deutschen Juden waren in dem Glauben befangen, dass die Juden Frankreichs und die der pyrenäischen Halbinsel eines tiefen Friedens sich erfreuten. So war es keineswegs, auch in diesen Ländern waren die Zustände der Juden nicht günstiger. — Die französischen Juden konnten kaum den Namen des Landes, das sie bewohnten, tragen; sie waren nicht Landeskinder, sondern nur durch Vertrag mit den geldbedürftigen Herschern hereingezogene Wucherer, Geldleute, deren sich die Tyrannen bedienten, um gleich Schwämme der Unterthanen Schweiß aufzusaugen und in die Schatzkammer ihre Fülle wieder zu ergießen. Sie wollten und durften auch kein anderes Geschäft treiben. Die schlechte Regierung drängte sie dahin, der allgemeine Hass traf sie zugleich mit der Regierung. Plackereien und Misshandlungen wiederholten sich oft. Im christlichen Spanien waren die Zustände, wenn auch etwas gesetzlicher und äußerlich glänzender, doch nicht besser. Wahr ist nur, dass die Gewandtesten derselben die Finanzverwalter der Könige und der Großen waren, und andere als Aerzte Einfluss gewannen. Schwere Kopfgelder lasteten auf den Gemeinden der verschiedenen Reiche; Cortes und Concilien erneuten fortwährend die drückendsten Gesetze. Die Heranziehung einiger umsichtiger Juden zu hohen Aemtern im Münz- und Finanzfache oder als Aerzte konnte die Gesammtheit nicht entschädigen für die vielfältigen Leiden, welche dieselbe von der Willkür der Beamten und deren Uebermuthe zu dulden hatte. Der Schutz der Gesetze und einzelner Herrscher war durchaus ohnmächtig. Sie fühlten sich um so unglücklicher, als sie auf höherer Bildungsstufe standen. Von den Königen, sowohl Kastiliens als Arragons einigermaßen in ihrer gesetzlichen Stellung aufrecht erhalten, wurden sie doch öfters das Opfer der Streitigkeiten zwischen den Königen und dem Adel. — Doch genug — es werden sich im Verlaufe unserer Erzählung Scenen vor uns entrollen, die deutlich darthun, dass Spanien nicht das vermeintliche Paradies oder das Eldorado der Juden war. Wohin wir in den Zeilen der Geschichte des 14. oder 15. Jahrhundertes unsere Blicke wenden, überall

sehen wir nur Leiden und Drangsale der Juden. Fort und fort bedrängte das Christenthum das Judenthum mit dem Ansinnen, die Taufe anzunehmen. Gelehrte Täuflinge fachten den Eifer immer von neuem an. Ein bedenklicher Hetzer und Unruhestifter war der getaufte Jude Josua aus Lorka in Murcia, der den Namen Hieronymus de sancta fide annahm. Dieser veranstaltete unter dem damals nur noch in Spanien anerkannten Papste Benedikt XIII. (Pedro de Luna), dessen Arzt er war, einen öffentlichen Religionsstreit in Tortosa im päpstlichen Palaste, vom 7. Februar 1413 bis zum 12. November 1414, in 69 Sitzungen gehalten. Es erschienen auf ausdrückliche Einladung am 1. Jänner 1413 aus Saragossa Zerachja ha Lewi, Don Vidal Benvenisti und Mathatia ha Jizhari; aus Galatayud Don Samuel ha Lewi und Moseh b. Musa; aus Huesca Don Todros al Constantin; aus Alcoy Don Josef b. Ardot und Don Meir Calegon; aus Daroca Don Astruc ha Lewi; aus Monreal Josef Albo; aus Monzon Josef ha Lewi und Jom Tob Carcosa; aus Montalban Abugarda; aus Belchite Don Josef Albaly und Bongosa; endlich Todros b. Jahia aus Gerona. Diese Zahl ist, wie man sieht, sehr geringe, und die bedeutendsten Städte sind nicht vertreten, selbst die aus Arragon, auf die man gerechnet hatte, erschienen nicht alle. Der Papst empfing sie freundlich, und ließ ihnen jede Bequemlichkeit angedeihen, sowie Speise nach ihren Gebräuchen zukommen.

Am 7. Februar begann der Streit. Man sprach über die Messiasidee und über den Talmud. Das Wort führte für das Christenthum Hieronymus, für das Judenthum als Sprecher Vidal Benvenisti, welcher die lateinische Sprache meisterhaft redete, doch nahmen auch andere Rabbiner das Wort, je nach den Fragen. Als letzten Redner ließ sich Isaak Kampanton (geb. 1360, gest. 1463) vormerken. Er war Rabbiner in Castilien, und ist der Verfasser einer Vorschule zum Talmud. Mehrere Schüler von ihm haben sich einen Namen im Schriftthum erworben.

Der Papst war meist als Vorsitzender gegenwärtig, nur zuweilen ließ er sich vertreten; eine große Anzahl aus der Geistlichkeit war zugegen. Es ist leicht zu ermessen, dass die Controversreden während der langen Sitzungen umfangreich waren; die gelehrten Rabbiner wiesen mit Scharfsinn alle Angriffe der Christen zurück und zeigten, dass der Talmud, dieses riesenhafte Geisteswerk, stets der Führer und Leiter der Juden war und auch bleiben wird.

Vor dem Schlusse der 69. Sitzung kam die Reihe an Isaak Kampanton. Dieser war von mittlerer Statur, breitschulterig, und der

ungewöhnliche Knochenbau und die Fülle der derben Muskeln verliehen ihm eine vierschrötige Gestalt. Dieser Mann stand bereits im 54. Lebensjahre; er sah aber viel jünger aus. Seine imposante Erscheinung und sein ehrwürdiges Aussehen machten ihn zu einer sehr interessanten Persönlichkeit.

Er begann seine Rede mit einer längern Einleitung, und fuhr dann fort: „Ich habe sonst nichts Neues über den Messias zu sagen, ich stimme mit den Vorrednern überein, welche richtig bemerkten, dass der Messias für die Christen wohl gekommen ist, für die Juden aber nicht. Sie erwarten ihn. Ich füge zu dieser Behauptung meine Meinung hinzu. Man versuchte die Juden oft zu überreden, dass sie vergeblich einen Messias erwarten, da dieser bereits gekommen ist. Ich sehe mich vergeblich in der Geschichte nach jener Weltgegend um, wo den Juden der verheißene Messias erschienen wäre. — Mit der Offenbarung Gottes auf dem Sinai war den Hebräern ein helleuchtender Stern aufgegangen, dieser beleuchtete mit hellem Lichte die düstere Finsternis, mit welcher das ganze Alterthum bedeckt war; eine schöne Morgenröthe gieng auf, ein Strahlenmeer ergoss sich über die Gefilde der Lagerstätten Israels; hier wurde die Idee der Gottheit verkündet, (die zwar schon ihren Ahnen bekannt war,) und mit dieser wurde die mosaische Religion begründet. — Gewiss ein großartiger erhabener Wendepunkt für die Cultur der Hebräer, eine der schönsten völkerbeglückenden Epochen aller Zeiten. — Und doch wird diese schöne Zeit von keinem der Propheten als eine messianische Zeit geschildert; sie sprachen wohl mit Begeisterung von der Gesetzgebung, aber kein Wort von einer beglückenden, glorreichen Zeit für die Hebräer. Diese war noch nicht erschienen, diese sahen sie mit ihrem profetischen Geiste in einer fernen Zukunft. Die Religion wurde gegeben, ihre Lehrer sollten den Verstand der Hebräer beleuchten, ihre Herzen veredeln, sie für alles Erhabene, Schöne und Gute empfänglich machen. Die Religion konnte dies nur nach und nach im Laufe der Zeiten bewirken. Wenn dann diese schönen, beglückenden Tage wirklich kommen, könnte man sagen, die messianische Zeit sei nahe. Dann müssten aber auch alle Völker der Erde die finstern Irrlehren, den Götzendienst, ihre Rohheiten, ihre Raubzüge, kurz, alle ihre Laster aufgeben, und Menschen im Ebenbilde Gottes werden, die nur in dem gottgefälligen Wandel ihr wahres Lebensziel und somit ihr wahres Glück finden. Nur in solchen Menschen würden die Hebräer ihre Brüder erkennen, von denen sie nicht mehr zu befürchten hätten, dass diese ihnen den Weg zu ihrem höchsten Glücke mit Hindernissen verlegen. — Also, kurz gesagt, wenn

für die Israeliten die ihnen verheißene glückliche Zeit kommen soll, so müssten sie diese ungestört genießen können, ohne zu befürchten, dass rohe in Fetischismus befangene Horden sie aus dem glücklichen Zustande hinauswerfen könnten. Eine messianische Zeit für die Israeliten kann nur dann vollkommen sein, wenn das Licht der Aufklärung, der Humanität, der Menschenliebe alle Völker beleuchten wird. — Ich frage wieder: Wann haben die Israeliten solche glückliche Zustände, wie sie von gottbegeisterten Männern geschildert werden, erlebt? — War dies etwa zur Zeit, als Christus auftrat? — Dies war für die Völker, in deren Mitte das Wort ihres Erlösers Eingang fand, eine schöne Zeit, in der das Licht der Civilisation weithin verbreitet werdeu sollte. Durch das Christenthum wurde dem Götzendienste in einem großen Theile der Welt wohl ein Ende bereitet; aber die Menschen sind leider nicht besser geworden. Sie trugen nur den Namen „Christen", die große Idee aber, die sie mit diesem Namen verbinden sollten, warfen sie weit weg, und — blieben eben so roh, sinnlich, launig, leidenschaftlich und unsittlich, wie sie es als Heiden waren. Wären die Christen durch die Lehre Christi besser geworden, so wäre dies gewissermaßen die Ankunft einer schönen Morgenröthe für die Juden gewesen; sie wären überall als Menschen aufgenommen und als solche behandelt worden."

„Ich werde in einem weiteren Vortrag dem Josua aus Lorka zeigen, dass die Juden, die während der vielen Jahrhunderte das Treiben der Christen gesehen haben, diese unmöglich als Träger der Messiasidee betrachten können; noch weniger können sie irgend einen Zeitabschnitt der verflossenen Jahrhunderte als eine messianische Zeit für sich ansehen."

Josua unterbrach ihn, indem er rief: „ich heiße Hieronymus".

(Fortsetzung folgt.)

Dänische Schriftsteller über Juden und Judenthum.

Von Dr. H. Goitein, Rabbiner in Kopenhagen.

(Schluss.)

Blicher zeigt, wie einseitig und vorurtheilsvoll Buchholz die jüdische Geschichte darstellt, und hebt unter anderen Beispielen das folgende hervor, welches heute noch insofern von Interesse ist, als

es beweist, für welche Hirngespinste judenfeindliche Schriftsteller von jeher auf gläubige Leser rechnen konnten. Ferner rückt Buchholz mit einer Idee heraus, die ebenso unwahrscheinlich, als unbeweisbar ist: dass nämlich in der letzten Zeit des zweiten Tempels der Plan unter den Juden bestand, Roms Weltherrschaft durch Sammlung großer Gelder in Jerusalem zu unterminieren; dadurch konnte eine Stockung der römischen Staatsmaschine ins Werk gesetzt werden und dafür wollten die Juden selbst eine solche Weltherrschaft wie heute die Engländer. Um diesen Plan auszuführen, zerstreuten sie sich in der ganzen Welt und suchten durch Schachern und schlaue Künste alles Gold und Silber sich anzueignen. Der Hohepriester war das Haupt der Verschwörung, und jedes Jahr am Passahfeste kamen die Abgesandten zusammen, um ihren Raub im Tempel abzuliefern. Wie chimärisch, und — er kann wahrscheinlich mit keinem anderen, als mit sich selbst verglichen werden — wie buchholzisch! Die Juden sollten einen so wunderlichen und weitläufigen Plan ersonnen habe! sie sollten ihn allen Einzelnen haben mittheilen und doch wieder geheim halten können! Woher weiß denn der Verfasser, dass alle Juden damals Schacherer waren? Aus der Geschichte sicherlich nicht. Wohin sollten denn diese geraubten Reichthümer führen? Nur zu ihrem gewissen Untergang; denn jemehr der Reichthum bei ihnen zunahm und bei ihren mächtigen Herren vermißt wurde, destomehr musste dieß ja deren Rach- und Raubgier wecken. Nein, ein solch weltumfassender Plan, der doch, wenn erreicht, nur die Vernichtung der Juden mit sich führen musste, der kann nur in dem verstörten Gehirne eines Systemmachers seine Existenz haben, wenn er mit geschlossenem Auge auf seinem Steckenpferde vor den klaren Wahrheiten der Vernunft und Geschichte vorbeigalloppiert. Die Juden suchten nach Gold, weil Gold Brod verschafft, das war ihr tiefer entsetzlicher Plan; aber freilich ist er für einen Buchholz nicht neu und pikant genug und will auch nicht passen in das sinnreiche System, das die Juden für alles Uebel in der Welt, auch für die Verarmung der Staaten verantwortlich macht. Nach diesem System geht ein Land nie zu Grunde durch Krieg, oder schlechte Regierung oder durch die Sittenverderbtheit seiner Einwohner, sondern es sind die Juden, und nichts anderes als die Juden, welche jeden Staat, in den sie Einlass erhalten, zu Grunde richten. Es steht übel mit einem solchen System, welches sonst so geeiget wäre, jeden Glauben an Vorsehung, Tugend

und Menschenwürde niederzureißen, dass es weder vor dem Richterstuhl der Vernunft noch vor dem der Erfahrung bestehen kann." — Weiterhin wendet sich Blicher gegen die Behauptung Buchholzens, dass bei den Juden jetzt Besserungsmöglichkeit ausgeschlossen sei. Buchholz liefert eine Charakteristik der Juden, welche davon ausgeht, dass sie wegen ihrer thierischen Religiosität (sic) des höchsten menschlichen Vorzugs — der Perfectibilität — ermangeln, dass sie für nichts anderes als für Handel und Geld Sinn haben, dass sie nicht aufgeklärt oder gebessert sein wollen und können. Nachdem aber nun so viele Juden durch ihren unleugbaren Fortschritt in Kultur und Moralität dieser Behauptung durchaus widersprechen, so sucht der Verfasser sein System dadurch zu retten, dass er erklärt, alle diejenigen Juden, auf welche seine Charakeristik nicht passe, seien eben keine Juden. Allein die Behauptung des Verfassers und Anderer, dass die Juden einer moralischen Verbesserung unfähig wären, will genauer untersucht sein. Sehen wir hin auf die Fortschritte, die sie bisher gemacht haben, und finden wir nun, dass sie in gewissen Ländern eine höhere Kultur erreicht haben als in anderen, dann beweist ja eben der Unterschied, dass sie der Verbesserung fähig sind. Wo Fanatismus, Vorurtheil oder der alte Schlendrian sie mißhandelt hat, da sind sie — wozu sie eben die Ungeschicklichkeit gemacht — arm, eigennützig, feige; mit anderen Worten: sie haben Sclavensinn, weil sie wie Sclaven behandelt wurden. Aber ich behaupte, dass sie nicht alle so sind in Dänemark, und dieses Beispiel zeigt, wieviel sich in blos zwanzig Jahren mit ihnen ausrichten läßt. Konnten sie in zwanzig Jahren so merklich vorwärtsschreiten, so ist es offenbar, dass es nicht ihre, sondern die Schuld der Regierungen war, dass sie 1800 Jahre lang stille gestanden. Ueberall gilt von ihnen dasselbe, wie von anderen Völkern: eine je bessere Regierung ein je besseres Volk, und ich füge hinzu: ein je besseres Volk, um so bessere Juden; darum ist der Jude in Algier feige und kriechend, während er in Frankreich würdig ist, Officier und Beamter zu werden; darum war der Jude in dem früheren verkommenen polnischen Reiche arm, eigennützig, unwissend, und darum ist er dies nicht unter der menschenfreundlichen dänischen Regierung, unter dem milden toleranten dänischen Volke. Tolerant nenne ich das dänische Volk; es ist traurig, aber nicht verwunderlich, dass es davon Ausnahmen gibt unter dem Haufen; aber es ist ebenso verwunderlich als schmerzlich, dass aufgeklärte Männer, ja selbst Dichter, die Dolmetscher der Gefühle, in die surrenden Töne der Intoleranz herabfallen; so groß ist die Macht

des Vorurtheils, dass es selbst das Auge umnebeln kann, welches sonst von dem hohen Fluge der Begeisterung klar auf das menschliche Leben niederschaut; dass dieselbe Zunge, welche Gott als den Vater preiset, welche laut und ohne Scheu den Menschenwert der schwarzen Sclaven verkündet, dass dieselbe Zunge die seit zwei Jahrtausenden landflüchtigen, unterdrückten, mishandelten weißen Israeliten verurtheilen kann!

Worauf will nun das blinde Vorurtheil die durch Vernunft und Erfahrung, ja genugsam wiederlegte Behauptung bauen, dass der Jude nicht veredelt werden kann? Auf den Glauben an einen Nationalgott. Vorläufig will ich bemerken, dass in dem Ausdruck Nationalgott ein dolus malus liegt; denn ein Nationalgott ist ein solcher, von dem man meint, dass er nur Macht habe über eine bestimmte Nation, dass er nur für diese und nicht für andere ein Gott sei. Einen solchen Gott haben die Juden niemals angebetet, sondern sie glaubten nur, dass der allen gemeinsame Gott sie besonders liebe und beschütze. Dies mag wohl ein Urtheil sein; aber es findet sich nicht blos bei den Juden, es herrschte und herrscht noch bei allen Nationen, die nach einer Anderen beigebrachten Niederlage ein Tedeum anstimmen; denn würden diese Lobsänger Gott als den Allvater ansehen, so würden sie ihm nicht danken, weil er das eine Volk ein anderes morden ließ. Aber es liegt dies eben im Begriffe des Nationalstolzes, dass jede Nation sich selbst für die beste ansieht, und dieser Nationalstolz wird gerade bei den Juden verurtheilt, weil diese nicht stark genug sind, ihn mit Waffenmacht geltend zu machen. Ein solches Vorurtheil ist allerdings ein Beweis dafür, dass das Volk in der Aufklärung noch zurück ist, gestattet aber nicht den Schluss, dass er die Aufklärung verhindern muss; denn gerade die Aufklärung ist es, welche das Vorurtheil vernichten soll."

Buchholz hat sein Universalpflaster für den Schaden im Staate — Judenthum genannt. Nachdem er vorerst sieben, von Anderen theils vorgeschlagene, theils ausgeführte Heilmittel prüft und umwirft, schlägt er selbst ein durchaus unfehlbares vor. Das Mittel heißt: Die Aufnahme der Juden in den Militärdienst mit allen Pflichten und Rechten, welche dieser fordert und giebt; doch niemals derart, dass ein Jude zum Officier befördert werden könne, sofern er nicht unleugbare Beweise seltener Tapferkeit gegeben. Von diesem seinen Prospecte verspricht sich der Verfasser wunderbare Wirkungen. Es soll dämpfen

die Vorliebe der Juden zum Schacher; soll ihm Verachtung des Geldes beibringen, Liebe zu seinem Stande und soll reinigen seinen Kopf.'

Mit feiner Ironie bemerkt dazu Blicher: „Ein Glück für den Verfasser, dass er nicht in einem Lande lebt, wo ein Projectmacher mit einem Strick um den Hals stehen muss, während sein Project erwogen wird, denn in solchen Falle würde er gewiss gehängt werden. Wohl ist es billig, dass der Jude, wie jeder andere Bürger, theilnehmen soll an der Vertheidigung des Landes und wohl ist es richtig, dass seine Theilnahme an dem Militärdienste etwas beitragen wird, zu seiner Identificierung mit den übrigen Staatsbürgern; aber dieses Mittel ein souveraines zu nennen und sich Wunderwerke davon zu versprechen, dazu gehört wahrlich ein hoher Grad phantastischer Unwissenheit. Wie der Militärberuf die Vorliebe des Juden für den Schacher ersticken soll, wenn Unterricht und Erziehung es nicht vermag, kann ich nicht einsehen. Verachtung gegen das Gold soll dieser Beruf ihm einflößen? Vielleicht aber eine solche Verachtung, die man sonst Verschwendung nennt; vielleicht sowohl Verachtung als auch Begehrlichkeit für das Geld, vielleicht, denn die Wirkungen würden in dieser Hinsicht sowohl ungewiss als höchst verschieden sein. Liebe zum Stande ja, das sollte wohl in Preußen der Fall sein bei der Hinsicht auf die Annehmlichkeiten des Stockes, auf die Erbärmlichkeit der Kost und die Kürze der Dienstzeit sammt der Hoffnung, in Kriegszeiten avancieren zu können bei unleugbaren Beweises seltener Tapferkeit! Dass Despolismus und Dressur den Kopf reinigen kann, will ich schon glauben; sie können in gehörigem Grade angewandt, sowohl Tugend und Vernunft ausfegen, und der Verfasser von „Moses Jesus" gestattet die Annahme, dass er recht gut dressiert sei.

Aber es ist genug, um eine Schrift zu beleuchten, welche in dem aufgeklärten Dänemark im Jahre 1803 die zweite Auflage erlebt hat. Mit Bitterkeit würde ich diese Blätter zerreißen, wenn meine Stimme die einzige wäre, die gegen diese Schandschrift auf Religion, Vernunft und Tugend sich erhebt. Ich freue mich mit der Hoffnung, dass meine Hand, während ich dies schreibe, nicht mehr nöthig ist, um dieses giftige Tollkraut aus Deutschlands Morast mit der Wurzel auszurotten. Mitbürger! Lasst uns nicht uns selbst bethören, mit schönen Träumen; die Sonne der Aufklärung ist noch weit entfernt von ihrer Mittagshöhe. Doch am Morgen des 19. Jahrhunderts verdammt man ein ganzes Volk; und man löst die Fesseln der Neger und erhebt das Haupt des Bauern, aber den Juden will man als unverbesserlich ver-

stoßen. Glaubet nicht der Stimme des Vorurtheils! Viele sind verderbt, aber keiner ist unverbesserlich. Der Jude ist nicht mehr verderbt als der Christ, aber seine Fehler sind mehr hervorstechend, weil er in einer abgesonderten Gesellschaft lebt, weil er mehr bemerkt und mehr verkannt wird. Ehre sei dem Regenten, der alle seine Unterthanen als ächte Kinder betrachtet, der, beseelt von uneingeschränkter Liebe, alle mit gleich väterlicher Sorgfalt erzieht, der nicht zweifelt an die Veredlung des Juden, sondern seine Ohren verschließt vor den Stimmen des blinden Vorurtheils."

Buchholtzens genannte Schrift hatte seinerzeit hier noch mehrere andere Schriften für und wider die Juden hervorgerufen, und von der damals hier herrschenden Stimmung zeugt unter anderen der Umstand, dass die Repräsentanz der jüdischen Gemeinde in Kopenhagen aus Anlass dieses Federkrieges sich bemüssigt gesehen, mit einem Aufrufe an ihre „Mitbürger christlicher Confession" heranzutreten, und die „Gesellschaft zur Beförderung der Humanität" eine Zeitschrift unter dem Titel „Das Nordlicht" herausgab, welche den Angriffen begegnen und die Vorurtheile zerstreuen sollte, was ihr in den gebildeten und herrschenden Kreisen zum großen Theile auch gelang. Die in Deutschland damals zu Tage getretenen Judenverfolgungen hatten nur einige Wellen nach Dänemark geworfen. An zwei Septemberabenden des Jahres 1819 sammelte sich ein Pöbelhaufe in einer der Hauptstraßen Kopenhagens und zerschlug einige Fensterscheiben und Auslagen in jüdischen Wohnhäusern und Geschäftsläden. Der damalige König Friedrich VI verstand aber hierin keinen Spass. Er setzte eine große Belohnung aus für die Angabe der Rädelsführer, welche alsbald herausgefunden und zu strengen Strafen verurtheilt wurden, und er ließ ferner ankündigen, dass er bei Wiederholung solcher Scenen die vor dem Schlosse aufgepflanzten drei Kanonen ausrücken lassen werde. Die Kanonen heißen seitdem im Volksmunde: Abraham, Isak und Jakob. Es war dies die erste und zugleich letzte Judenverfolgung in Dänemark; und obgleich diese an Umfang und Intensität lange nicht so groß war, als etwa die letzten Exzesse gegen die Juden in Galizien und Böhmen so nahmen doch mehrere Geistliche der Hauptstadt Gelegenheit, von der Kanzel aus beruhigend und aufklärend auf die Bevölkerung einzuwirken. Seitdem ist in Dänemark sowohl die bürgerliche, als auch die gesellschaftliche Emancipation der Juden immer mehr zur vollendeten Thatsache geworden, und einige leise Versuche, den Antisemitismus hierher zu importieren, sind bisher immer an dem Biedersinne und an der politischen Reife der Bevölkerung kläglich gescheitert.



Der dritte Zionisten-Congreß

fand am 15. August in den Sälen des städtischen Casinos in Basel statt. Das Congreßhaus war mit blau-weißen Fahnen, auf welchen das jüdische Wappen prangte, geschmückt. Ebenso war der Sitzungssaal mit den zionistischen Couleurs decoriert. Nach der neuen Institution ist je eine Hundertschaft Schekelzahlender Zionisten berechtigt, einen Delegierten zu wählen und zum Congreße zu schicken. Es sind 300—400 Delegierte im Saale anwesend. Der Saal ist dicht besucht und selbst die Gallerien vollständig besetzt. Zu Beginn der ersten Sitzung erscheint Dr. Herzl und Dr. Nordau und andere Mitglieder des Actionscomités auf der Tribüne, die stürmisch begrüßt werden.

Sobald sich der Beifallssturm gelegt hatte, begann Herr Dr. Herzl seine Rede.

Rede Dr. Theodor Herzl's.

Geehrte Congreßmitglieder!

In der feierlichen Stunde, da sich die Abgeordneten des jüdischen Volkes, aus weitesten Fernen kommend, hier vereinigen, sei unser erstes Wort ein Dank an die schöne, freie Stadt, die uns wieder gastlich aufnimmt. Diese Dankbarkeit wird nicht nur von den hier Versammelten empfunden, sondern auch von ihren Auftraggebern in sehr entlegenen Theilen der Welt. Basel, der Basler Congreß, das Basler Programm — diese Worte klingen unserm Volke heute schon vertraut und bedeuten ihm einen Trost, eine Hoffnung.

Zum drittenmale sind wir hier, um die Beschwerden und Wünsche einer Nation zu erörtern, die wieder zum Leben erwachen will. Es mochte anfangs scheinen, vielleicht scheint es manchem auch jetzt noch so, als ob nicht viel damit gethan wäre, daß wir hierherkommen und Reden halten, Reden voll von Seufzern. Aber diese Zweifler übersehen, daß auch in anderen Vertretungskörpern nur geredet wird. Und wer wird leugnen, daß Reden von solcher Stelle den stärksten Einfluß auf Gegenwart und Zukunft des Volkes ausüben. Aus dieser Erkenntnis haben wir uns bemüht, uns eine Stelle zu schaffen, von der unsere Worte gehört werden, diese jüdische Tribüne.

Da unser Volk nicht in das Leben der Vorzeit zurückkehren, sondern zum Leben der Gegenwart erwachen soll, mußte es vor allem solch ein modernes Organ erhalten, um den Willen zum Dasein äußern zu können. Darum ist diese Tribüne ein kostbares Gut, das wir uns erworben haben. Hüten wir es wohl!

Durch den Ernst und die Ruhe unserer Berathungen können wir das Ansehen dieser Tribüne immer höher heben. Durch Unbesonnenheiten und Gezänke würden wir es rasch zerstören. Die Tribüne wird so hoch sein wie die Reden, die man auf ihr hält. Unseren Worten verleiht keine äußere Macht Nachdruck; wenn sie also irgend eine Bedeutung haben sollen, kann es nur von der Reinheit der Gesinnungen, welche hier verkündet werden. Das muß sich jeder von uns beständig vor Augen halten, wenn er hier für das jüdische Volk und zum jüdischen Volke sprechen will.

Auch ein anderes. Wir sind hier nicht, um uns mit den inneren Vorgängen der einzelnen Länder, deren Bürger wir sind, zu beschäftigen. Jeder solche Versuch wäre ein schwerer Fehler und würde nur dazu dienen, falsche Vorstellungen von unserem Congresse hervorzurufen. Wir sind hier lediglich, um über die Lage unseres Volkes zu berathen und eine ebenso gesetzliche wie menschenfreundliche Lösung unter der Kontrolle der öffentlichen Meinung vorzubereiten. Daß wir nichts anderes vorhaben, das wurde durch all unser bisheriges Thun und Lassen erhärtet. So ziehen wir selbst unserem Wirken die unanfechtbaren Grenzen. Wir wollen uns um das Wohl des jüdischen Volkes bemühen. Das ist unser Recht. Es ist auch unsere Pflicht.

Daß diese Art, allgemeinen Schwierigkeiten durch einen internationalen, freimüthigen Gedankenaustausch der Betheiligten beizukommen, dem sittlichen Bewußtsein der jetzigen Kulturmenschheit bereits entspricht, das konnte man wahrnehmen, als der Friedensvorschlag Sr. Majestät des Kaisers von Rußland die Welt erfreute. Sie erinnern sich, daß wir hier versammelt waren, als dieser großgedachte Vorschlag bekannt wurde, und daß der Zionistencongreß die erste Körperschaft war, welche ihrer Begeisterung Ausdruck geben konnte. Nun ist ein Jahr verstrichen. Die Friedensidee hat ihren Weg in die Wirklichkeit hinaus begonnen, und das ist schon sehr viel, auch wenn sie noch nicht am Ziel ist. Uns aber mag das Beispiel als eine Lehre der Geduld dienen. Wenn die Großen dieser Erde sich mit langsamen Fortschritten ihrer höchsten Idee begnügen, wie zufrieden müssen wir armen Leute sein, wenn wir feststellen können, daß es doch ein wenig vorwärts geht.

Wir müßten unsere Arbeit also unverdrossen fortsetzen, auch wenn es in dem abgelaufenen Jahre keine äußerlich merkbaren Fortschritte gegeben hätte. Auch wenn nichts vorgekommen wäre, was ein Erstarken unserer Bewegung einen Zuwachs ihres Ansehens und ihrer Mittel bedeutete, müßten wir unverdrossen fortarbeiten.

Aber dieses Jahr ist kein schlechtes für unsere Bewegung gewesen. Es war ein gutes Jahr. Wir haben einiges erreicht, wir sind um ein Stück weiter gekommen.

Ein bedeutendes Ereignis, das von unseren Gegnern wie gewöhnlich theils verschwiegen theils entstellt in die Oeffentlichkeit gebracht wurde, war der Empfang der zionistischen Abordnung durch Seine Majestät den deutschen Kaiser in Jerusalem. Schon die Thatsache allein, daß der geniale Kaiser seine Aufmerksamkeit unserm Volksgedanken zugewendet hat, wäre genügend, uns einige Zuversicht zu geben. Geringfügige Bewegungen werden aus solcher Höhe nicht bemerkt. Aber es ist mehr als eine bloße Kenntnisnahme erfolgt. Es wurde nicht irgend eine jüdische Deputation, es wurden nicht die Mitglieder irgend eines „praktischen“ Kolonisationsvereines empfangen, sondern die Abordnung des zionistischen Aktionscomités. Die Gründe und Ziele unserer Bewegung waren vorher genau bekannt, und Seine Majestät der deutsche Kaiser hat uns daraufhin an einem für das gesammte Judenthum denkwürdigen Tage sein wohlwollendes Interesse zugesichert. Dafür sind ihm alle wahren Juden zur Dankbarkeit verpflichtet.

Geehrte Congreßmitglieder! Sie werden verstehen, daß es ein Gebot der Schicklichkeit ist, die glückliche und bedeutsame Thatsache des unter solchen Umständen erfolgten Jerusalemer Empfanges agitatorisch auszunützen. Wir wollen uns daher enthalten, hier irgend eine Discussion daran zu knüpfen. Eines müssen wir in unserer freudigen Dankbarkeit hervorheben: Die vollkommene Legalität und Loyalität unserer so hoch geehrten Bewegung ist nach diesem Ereignis wohl für immer außer Frage.

Natürlich legen wir das größte Gewicht darauf, diese Loyalität vor allem der türkischen Regierung gegenüber zu betonen und zu beweisen. Von uns wird kein Schritt unternommen, der auch nur entfernt das gerechte Mißtrauen des souveränen Besitzers von Palästina erwecken könnte. Wir wollen und können dem osmanischen Reiche die größten Vortheile bringen, folglich können wir ganz offen auftreten. Wer sich irgendwo einschleicht, hat gewöhnlich nicht die Absicht, etwas zu bringen. Dies war das Raisonement, das wohlverständliche, welches zu den jetzt in Palästina bestehenden Einwanderungsschwierigkeiten führte. Wir haben sie nicht hervorgerufen; sie sind bekanntlich älteren Datums, als die hier vertretene Bewegung. Aber wenn man uns auch nicht beschuldigen darf, das Einwanderungsverbot verursacht zu haben, so wollen wir doch deutlich angeben, wie wir uns dazu stellen.

Wie? Man wollte eine Bevölkerung in einem Lande ansässig machen, ohne vorher den ganzen Plan offen erklärt zu haben? Kommt einer bei Nacht und Nebel heimlich heran, so darf er sich nicht wundern, wenn man ihm Halt! Wer da? entgegenruft. Und umso schlimmer für ihn, wenn er darauf keine gute, klare Antwort geben kann. Uebrigens ist das auch gar nicht die Situation, in der irgend eine Antwort unverdächtig klingt. Wir machen es darum anders. Wir erklären unsere Absichten am hellen Tage, den wir Gott sei Dank nicht zu scheuen haben und wir wollen die Billigung erwirken, bevor wir etwas unternehmen, was sonst das verantwortungsschwerste aller Experimente wäre. Denn es handelt sich nicht nur darum die Leute hinzukriegen, sondern sie auch dort zu behalten. Und zwar in guter Sicherheit.

Leider gibt es viele unserer Brüder, denen es nicht mehr schlechter gehen kann, und die darum alles acceptieren. Aber um den Kranken nur von einer Seite auf die andere zu legen, brauchte nicht so viel Scharfsinn, Mühe und Geld aufgewendet zu werden. Versuchen wir lieber, ihn zu heilen. Das ist ein so großer Zweck, er ist so vernünftig und einleuchtend, daß niemand mehr nach geheimen Beweggründen forschen wird Warum sollten wir das also nicht gerade heraussagen? Es wird ja dadurch alles mit einem Schlage verständlich, was wir vorhaben. Es gibt kein Mißtrauen mehr. Wir betreten den Boden der Verhandlungen, die früher oder später zu einem Ergebnisse führen werden, wenn wir nur einig vorgehen und unsere Kräfte zusammen halten.

Darum haben wir vor Allem den elektrischen Strom unserer Einheit erzeugt und wollen ihn immer noch verstärken. Und es soll Niemand einen Theil dieses Stromes abzweigen und ableiten. Es wäre ein Frevel an der Gesammtheit.

Auf diesem Congresse sind bekanntlich noch nicht alle Zionisten vertreten. Unsere Bewegnung ist noch viel größer, als sie hier in die Erscheinung tritt. Eine ansehnliche Gruppe hochverdienter Zionisten der älteren Richtung hängt noch an der vor uns befolgten Methode. Wir geben die Hoffnung nicht auf, sie brüderlich zu unseren Anschauungen zu bekehren. In der Idee trennt uns nichts. Die beste Form der Ausführung müssen wir gemeinsam suchen.

Wieder andere Zionisten und zwar die an materiellen Mitteln mächtigsten, wären mit uns vollkommen einverstanden, wenn wir nicht das Verfahren der öffentlichen Diskussion wählten. Werden wir aber ein Ergebnis erzielen, so werden sie mit uns sein. Früher brauchen sie nicht, dann werden wir sie haben. Es besteht darüber heute kein Zweifel mehr.

Welcher Art soll nun dieses Ergebnis sein? Sagen wir es mit einem Wort: Ein Charter! Unsere Bemühungen sind daraufhin gerichtet, einen Charter von der türkischen Regierung zu erlangen, einen Charter unter der Souvärnetät Sr. Majestät des Sultans. Erst wenn wir im Besitze dieses Charters sind, welcher die nöthigen öffentlich rechtlichen Sicherheiten enthalten muß, können wir eine große praktische Kolonisation beginnen. Für die Gewährung dieses Charters werden wir der türkischen Regierung große Vortheile vermitteln.

Das konnte und kann aber nicht vom Congreße aus geschehen, der die hiezu erforderliche juristische Persönlichkeit nicht hat. Es mußte für diese Abmachungen ein eigener Kontrahent geschaffen werden. Das ist die jüdische Colonialbank. Wenn noch irgend Jemand die Frage aufwerfen konnte, ob die zionistische Bewegung ein ernst zu nehmender Faktor sei — die hunderttausend Subskribenten der jüdischen Colonialbank haben darauf geantwortet. Aus Sibirien, von den Grenzen Chinas, und aus dem südlichsten Argentinien, von Canada und aus dem Transvaal ist die Antwort gekommen. Die Colonialbank existiert heute.

Wir alle, die wir unserer Idee mit immer frischer Begeisterung dienen, haben nicht die Gewohnheit, uns der gebrachten Opfer zu berühmen. Indem wir aber dem Congresse diesen beendigten Theil des Werkes vorlegen, dürfen wir uns einmal das Herz erleichtern und sagen, daß es das bisher schwerste Opfer war, zu dem wir uns entschlossen. Leute, die nie etwas mit Geschäften zu thun gehabt, agitierten für die Gründung einer Bank und setzten sich den kränkendsten Verdächtigungen aus. Es mußte sein, wir haben es gethan. Heute übergeben wir das Werk dem Congresse dem wir die vollständige Aufsicht über die redliche und den zionistischen Zwecken dienende Verwaltung der Bank gesichert haben. Der Congreß wird durch seine jährlich neugewählten Vertreter über das Institut verfügen. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß das Aktienkapital nicht zur Landerwerbung verwendet werden soll. Die Bank ist nur ein Zwischenglied. Auf Grund des erlangten Charters wird erst die eigentliche Landgesellschaft gegründet werden, und zwar selbstverständlich mit einem entsprechend größeren Kapital. Die Beschaffung gerade dieses größeren Erfordernisses kann aber schon heute als gesichert angenommen werden und wir werden Ihnen darüber zu gelegener Zeit Mittheilungen machen, die jetzt nicht gemacht werden können.

All dies hat scheinbar den Charakter von Vorbereitungen, von zukünftigen Andeutungen Es ist aber thatsächlich etwas so praktisches und gegenwärtiges wie eine Saat, die man dem Boden anvertraut. Zuerst war es eine Saat von Gedanken, nun ist es eine Saat von Einrichtungen. Es ist heute noch kein Brot, es ist nur das Brot von morgen.

Die Allzusatten mit ihrer vom Wohlleben geschwächten Einbildungskraft wollen uns freilich noch nicht verstehen. Umso besser verstehen uns die Armen und Mühseligen. Sie haben die Phantasie der Noth. Sie wissen von heute und gestern, wie weh auch morgen der Hunger thun wird. Und dieser Lage sind viele, viele hunderttausende unseres Volkes. Das aber sind die Verläßlichsten unserer Genossen, die nicht einmal im Stande sind, den jährlichen kleinen Beitrag für die Agitation zu leisten.

Sie sind die besten Zionisten, weil bei ihnen die alte Volkstradition noch unvergessen ist, weil sie ein starkes religiöses Gefühl haben und weil sie bittere Noth leiden. Schrecklich sind die Berichte aus vielen Gegenden. Das Judenthum ist eine Massenherberge des Elends mit Filialen in der ganzen Welt. Auch das soll man von dieser Tribüne hören, wie es die traurige Wahrheit ist. Und diese Zustände schreien nach einer Abhilfe. Aus der tiefen Noth entstehen Krankheiten und sittliche Verwahrlosung, und die verdüsterten Gemüther werden ein Nährboden für alle äußersten Umsturzgedanken (!!) Da wollen wir bessernd eingreifen. In der gesunden Arbeit auf einer geliebten Erde, glauben wer, ist das Heil zu finden. Die Arbeit soll unserm Volke das morgige Brod verschaffen und auch die Ehre von morgen, die Freiheit von morgen.

An die Gerechten aller Konfessionen und Nationen ergeht unser Ruf um Beistand. Wir brauchen keine andere Hilfe von außen, als eine moralische. Es giebt Juden genug, die innerlich mit uns eines Sinnes sind. Nur tragen manche ein Bedenken, das zu zeigen, weil sie fürchten, man würde es ihnen übel auslegen. Wer uns nun die moralische Hilfe leisten will, weil er findet, dass wir etwas rechtschaffenes unternehmen, der möge in seinem Wirkungskreise verhüten, dass Missverständnisse über unsere Bewegung entstehen und dass man aus diesem Titel wieder neue falsche Beschuldigungen, wie schon so oft, gegen uns erhebe. Diese heilsame Bewegung würde sonst eingeschüchtert werden und geriethe vielleicht ins Stocken. Welcher Gerechte will das?

Hier ringt ein Volk um seine Existenz, Ehre und Freiheit. Es will aus einer Stickluft hinaus in den Sonnenschein. Die jetzigen Zustände der Juden können nach drei Wegen führen. Der eine wäre das dumpfe Ertragen von Schimpf und Noth. Der andere die Auflehnung, die Feindschaft gegen eine stiefmütterliche Gesellschaft. Unser Weg ist der dritte: aufschwingen wollen wir uns zu einer höheren Stufe der Gesittung, Wohlfahrt verbreiten, dem Verkehr der Völker neue Straßen bauen und für die sociale Gerechtigkeit einen Durchbruch suchen. Und gleichwie unser lieber Dichter aus seinen Schmerzen Lieder schuf, so bereiten wir aus unseren Leiden einen Fortschritt der Menschheit, der wir dienen.

Nach der von stürmischem Beifall acclamierten Rede Dr. Herzl's wurde die Wahl des Bureaus und der Ausschüsse vorgenommen.

Dr. Herzl wird per Acclamation zum Vorsitzenden des Congresses gewählt. Vicepräsident sind Dr. Nordau und Dr. Gaster.

Die erste Sitzung schloss die Rede Dr. Nordaus ab, der mit der ihm eignen Sicherheit die allgemeine Lage der Juden charakterisierte.

Der Zionismus, erörtert Dr. Nordau, ist eine Nothwendigkeit für die Juden und ergibt sich aus den drei Möglichkeiten, die eine Wandlung in der Lage der Juden herbeizuführen bezwecken, als *einzig möglichen Weg*. Die 1. Möglichkeit wäre „eine grundstürzende Aenderung der menschlichen Natur, wie sie in der Haltung jeder Wahrheit gegenüber jeder ihr wehrlos ausgelieferten Minderheit zutage tritt.“ Diese Möglichkeit ist *unwahrscheinlich*.

Die *zweite* Möglichkeit ist „die Unkenntlichmachung der Minderheit, d. h. in unserem Falle die Abstreifung aller unserer Besonderheiten, unseres Glaubens, unserer Bräuche, unserer Ueberlieferung, sogar

unserer Geistesbildung.“ Dieser Fall ist unmöglich und nicht wünschenswerth.

Der dritte Fall ist „die Sammlung der Juden auf dem geschichtlichen Boden ihrer Urheimat in genügender Zahl, um dort nicht länger eine widerwillig geduldete Minderheit mit schlechterem Rechte, sondern eine bürgerlich vollwerthige Mehrheit zu sein.“ Dieser Fall ist ausführbar und die Ausführung desselben ist Sache des Zionismus.

In der weitern Ausführung tadelt der Redner einen Hauptfehler der meisten Juden, der darin besteht, daſs sie allzukurzsichtig im Bezug auf die Wohlfahrt ihres Volkes sind, indem sie sich bei einer momentanen Ruhe in größter Sorglosigkeit befinden; wird aber diese Ruhe auf eine uns unliebsame Weise gestört, dann schlagen diese „Geschöpfe mit den Maulwurfsaugen und dem Spatzengehirn“ die Hände zusammen und rufen: „Ist es denkbar! Eine derartige Barbarei in unserer Zeit? Das ist ja himmelschreiend! —

Die Zionisten sind in einem solchen Falle weniger enttäuscht, denn sie haben sich nicht in Sicherheit gewiegt. Diese, die Zionisten, nennt Dr. Nordau die Neptunisten, jene die Vulkanisten, indem er sie mit den beiden Theorien vergleicht, der neptunischen und vulkanischen, durch welche die Geologen die Bildung der Erdoberfläche erklären.

Es ist ja wahrscheinlich, daſs sich Scenen in dem Maße, wie sie der Haſs gegen die Juden im Mittelalter hervorbrachte, nicht mehr wiederholen werden, doch ob man auf dem Scheiterhaufen oder durch den Mordstahl stirbt, oder in Rechtlosigkeit und Verachtung nach und nach verkommt, geht auf dasselbe hinaus.

Die Feinde des Zionismus sind aber gegenwärtig weniger unter den Nicht-Juden zu suchen als vielmehr unter den Juden selbst, und darum ist es unsere unaufschiebbare Pflicht, uns zunächst mit unseren inneren Feinden auseinanderzusetzen.

Und diese Maßregel ist auch noch darum wichtig, weil die Hauptmacht des Zionismus in dem Volkswillen liegt. Wenn dieses geprüft würde, würde man finden, daſs ein nicht unbedeutender Theil der Judenheit im Herzen zionistisch ist. Dieser Herzensregung sind sie sich aber nicht einmal recht bewuſst, da ihnen die nöthige Aufklärung fehlt. Nun wendet sich der Redner an die Rabbiner. „Diese Millionen (derer, die sich ihres Zionismus nicht bewuſst sind) gehen in die Synagoge, die meisten von ihnen täglich, alle an Sabbath und an den Festtagen. Sie blicken zu ihren Rabbinern als zu ihren bestellten Lehrern

auf. Die Rabbiner haben ihr Ohr. — Sie hätten die Pflicht, ihnen die frohe Botschaft des neuen Zionismus zu verkünden. Warum haben sie diese Pflicht nicht erfüllt? — Die Rabbiner fragen wir: „Weshalb steht Ihr abseits? Weshalb schweigt Ihr? Weshalb führt Ihr Eure Gemeinde, die Euch folgt, nicht mit entfalteter Davidsfahne ins zionistische Heerlager?" — Was die Befürchtung vieler betrifft, dass Zionismus und Religion sich nicht vertragen werden, so erklärt der Redner nachdrücklich, dass der Zionismus den Glauben nicht antasten werde und innerhalb des Zionismus jedem die volle Freiheit gewährleistet werde, seiner religiösen Ueberzeugung nachzugehen. Zum Schlusse der Rede spricht sich Dr. Nordau über das Verhalten gegen die Nicht-Zionisten unter den Juden aus und räth, sie ihrer Wege gehen zu lassen, ohne ihnen zu grollen, um so mehr aber sollten sich die wahren Zionisten ihrem eignen Volke zuwenden und jeden aufmuntern, seine Pflicht zu thun. „Israel erwartet, dass jeder seine Schuldigkeit thut!"

Ein nicht endenwollender Beifall belohnte die trefflichen Ausführungen Dr. Nordaus und unter dem Eindrucke der so herrlichen Rede wurde die Sitzung geschlossen.

In der Nachmittagsitzung erstatteten Architekt Marmorek (Wien) und Dr. Kokesch (Wien) den Rechenschafts- und Kassenbericht. Die Zahl der zahlenden Zionisten übersteigt gegenwärtig 100.000. Die Einnahmen betragen 158.212 Francs, die Ausgaben 142.754 Francs. Zur Kolonialbank sind die erforderlichen 250.000 Pfund Sterling überzeichnet worden.

In der Sitzung des 16. August schildert Dr. Menczel (Czernowitz) als galizischer Delegierter die traurigen, geradezu elenden Lebensbedingungen der galizischen Juden und fordert dringend Abhilfe.

Weiters referierte am selben Tage H. D Wolffsohn inbetreff der Kolonialbank. Dieselbe solle vor allem ein rentables Unternehmen sein, ist aber durchaus commerciell, — nur Zweck und Ziele sind idealer Natur. Die Gründer haben von vornherein auf jeden Gewinnantheil verzichtet. Die Bank aber soll für ewige Zeiten zionistisch sein, selbst dann, wenn die Actien der Bank einst in nichtzionistische Hände gelangen sollten. Die Eintheilung der Shares in 100 Gründeractien gibt den Actionären Gewähr, da die Bank so der Controlle des gesammten jüdischen Volkes untersteht. Die Bank ist am 20. März d. J. unter dem Namen Jewish Colonial Trust

(Jüdische Colonialbank) Limited in London handelsgerichtlich eingetragen worden.

Bezüglich einzelner Bestimmungen in den Bankstatuten fand eine hitzige Debatte statt, deren Ergebnis sich auf folgende Punkte erstreckte: 1. Gründerscheine werden nicht ausgegeben, ausgenommen der sieben den Bankgründern fest zugesicherten Gründerscheine. 2. Es werden keine wichtigen Geschäfte, außer in Palästina und Syrie n vorgenommen. Die Commission constituirt sich aus Dr. Herzl-Wien, Rechtsanwalt Dr. Bodenheimer-Köln, Rosenheim-Wien, Dr Kokesch-Wien, Professor Dr. Bjelkowsky-Petersburg.

Den Bankgründern wird beschlossen eine Dankadresse zu überreichen. Am 3. Verhandlungstage sprach Vicepräsident Dr. M. Gaster. Redner behandelt die Culturfrage. Doch ist in diesem Punkte wenig zu sagen von dem, was geleistet, viel, von dem, was erhofft wird. Das jüdische Volk hat stets ein Ideal vor Augen gehabt, „das Gottesreich auf Erden." Durch dieses Ideal ist das jüdische Volk höher als alle Nationen der Welt. In Erniedrigung, Schmach, Knechtung sind wir unserem Ideal stets treu geblieben. Zionismus und das „Gottesreich auf Erden" stehen in innigstem Zusammenhang. Dieses ist das Hoffen, jenes andre die That! Wir kommen hier zusammen, vor allem um zu erklären, dass Organisation und Geld nur Nebendinge sind, Mittel zum Zweck, der Zweck jedoch hoch und erhaben über diesen kleinen Fragen steht. Was wir anstreben, ist, den Pfad zum richtigen Hafen, zur wahren Cultur zu erreichen, deshalb hängen Culturaufgaben und Zionismus eng zusammen. Aber hüten müssen wir uns, dass auf der Flagge der jüdischen Begeisterung, auf der Flagge der Zionisten das goldene Kalb gezeichnet werde. Wir wollen der Welt zeigen, dass es noch eine ganz andere Weltanschauung gibt, als die, an der die Menschheit jetzt in Europa krankt. Wie sich andere Nationen Erde aus dem heiligen Lande holen, um darauf ihren Todten eine letzte Ruhestätte zu geben, so wollen auch wir einen Composanto haben, ein heiliges Lager, auf dem freien Boden Palästinas als freie Nation. Wie der Phönix, der sich nach bestimmter Zeit stets verbrennt, aus dem Keim, der in der Asche zurückbleibt, wieder zu neuem Leben erwacht, so werden auch wir Zionisten den Keim des jüdischen Volkes zu Wahrheit, Treue und Ergebung bringen und dadurch zu neuem Leben erwecken.

Endlose Hoch- und Zionsrufe und tosender Beifall zeugten von dem tiefen Eindrucke, den die Rede Dr. Gasters auf alle Anwesenden machte.

In der Abends abgehaltenen Generalversammlung der Actionäre der „Jüdischen Colonialbank" erklärte D. Wolffsohn namens der Directoren der Bank, dass selbe auf die ihnen zugedachten Gründeractien endgiltig verzichten. Nach dem Bericht des Herrn Wolffsohn ist die Zahl der gekauften Actien bereits 300.000. Das Geld ist in verschiedenen Banken deponiert, bares Geld besitzt die Bank 59.236, 6 Lstr.

In der Schlusssitzung werden die Wahlen für das Actionscomité vorgenommen. Der engere Ausschuss besteht aus den Herren Dr. Th. Herzl, Dr. Kahn Dr. Kokesch, Dr. Schnirer und Marmorek, sämmtliche aus Wien.

Des Morgens am letzten Congresstage sprach auch der englische Zionist Sir Francis Montefiore. In derselben spendete er der Thätigkeit des Congresses reiches Lob und ermahnte alle Zionisten sich nicht „durch den rauhen und steinigen Weg, welcher sie ans Ziel führt, abhalten zu lassen — man bedenke nur, mit welch hohem Preise wir belohnt werden: Steht doch am Ende des Weges Jerusalem in seiner ganzen Glorie." Seiner Rede folgte stürmischer Beifall und Händeklatschen, und auf Antrag eines Congressmitgliedes wird die Drucklegung von Montefiores Rede beschlossen.

Schließlich sprach noch Dr. Kahn im Interesse der hebräischen Sprache. Seine Rede hatte die Resolution zur Folge, nach welcher die jüdischen Schulen in Palästina reorganisirt werden sollten.

Vor Sabbath-Eingang schied nach den Abschiedsworten des Präsidenten Dr. Herzls der Congress.



Druck von Adolf Löwy in Bilin.